



# DAS GESPENST IM ALTEN SCHLOSS

Ein Verbrecher verrät sich selbst



# **Das Gespenst im alten Schloss**

Ein Verbrecher verrät sich selbst



## **Inhalt**

|             |    |
|-------------|----|
| <b>I.</b>   | 7  |
| <b>II.</b>  | 15 |
| <b>III.</b> | 22 |
| <b>IV.</b>  | 32 |
| <b>V.</b>   | 40 |
| <b>VI.</b>  | 50 |



## I.

Beim Wirt an der Seewand wurde ein Hochzeitsgelage mit Musik und Tanz gehalten. Schon hatte die Kirchenglocke des nahen Dorfes die Mitternachtsstunde angeschlagen und allmählich ging die Lustbarkeit zu Ende. Die Brautleute mit den ernsteren Gästen und auch viele Burschen und Dirnen waren heimgekehrt. Es war alles in Ordnung vorübergegangen und der Hochzeitslader schien nicht umsonst am Schluss seines Dankes den jungen Leuten besonders zugesprochen zu haben, dass sie den Ehrentag der Hochzeitsleute nicht durch Beleidigungen Gottes, durch Zank und Streit, durch Rauferei und Schlägerei und schändliche Dinge entehrten.

Doch einigen reichen und flotten Bauernburschen war dieses Vergnügen bei Musik und Tanz gar zu bald vorübergeeilt. Sie forderten immer wieder und wieder und zahlten noch ein Tänzchen. Als nun aber doch endlich das Letzte mit Ernst abgespielt war, warf der Schönberg Hans den Musikanten eine Handvoll Geld auf den Tisch, damit sie ihm auf den Heimweg aufspielen sollten. Dieser Einfall, sich heimgeigen zu lassen, fand bei den lustigen Burschen allen Beifall. Sie beschlossen, ihm das Geleit zu geben. War es doch eine herrliche mondhelle Nacht. Und wenn sie mit Musik an den Ort der Seewand kämen, der das großartige Echo gibt, wie schön muss sich dies ausnehmen?

Während nun aber solches beim Wirt an der Seewand vor sich ging, schritt ein 16-jähriges Mädchen allein und schweigsam rasch durch die Bergschlucht jener Gegend. Aus ihrer Kleidung war zu erkennen, dass sie nicht zu den Einheimischen gehörte, ja von weit her sein musste. Was

gab wohl diesem jungen Mädchen die Entschlossenheit, allein bei Nacht und in der Fremde die schauerliche Gegend zu durchwandern?

Endlich lichtete sich die Schlucht und vor sich hatte sie den stillen See an der schroffen Seewand, und ein altertümliches Gebäude, halb verfallen, mit einem Eckturm, dessen unterste Steinlagen in den See hineingebaut waren. Die Flügel dieses Schlosses verband ein hoher, mit sechs weiten Bogenfenstern auf jeder Seite angebrachter Gang, in den das Mondlicht so hell eindrang, dass sogar die Steinplatten des Bodens vor ihren Blicken lagen. Deutlich war auch der stockhohe Anbau eines kleinen Hauses zu erkennen, der offenbar aus neuerer Zeit herrührte und bewohnt sein mochte, während das Jahrhunderte alte Gebäude mit seinem Turm am See beinahe wie ein großes Grab vergangener Geschlechter erschien.

Bei diesem Anblick setzte sich das Mädchen auf einen Baumstumpf und sprach für sich: »Da ist es, nach dem ich mich sehnte und was ich suchte. Der graue, fast schwarze Turm ist mir ein alter Bekannter, die Wand da drüben – den See und den alten Bogengang habe ich schon in meiner Kindheit gesehen – oder sollte mich nur eine Ähnlichkeit täuschen? Es sind gar viele, viele Jahre seither vergangen, viele Jahre und viel Unglück – armer Vater! Wie hast du mich lieb gehabt – wie hast du dich schwer von mir getrennt, – wer mochte es damals glauben, dass es zu einem solchen Ende führen musste – armer Vater, wäre ich bei dir! Immer leiser sprach sie, bis der Ton der Stimme in niederrieselnden Tränen erstarb. Lange saß sie einsam da, in düstere Erinnerungen versunken. Da meinte sie, von fern Musik zu vernehmen und bald aber drang ein schrecklicher



Lärm an ihr Ohr. Die Burschen waren angekommen mit der Musik, in die sie ihr Jauchzen und Brüllen mengten. Ohne dass es das erschreckte Mädchen ahnte, waren diese Nachtschwärmer, die wohl weit und breit herum keinen Lauscher ahnten und keine menschliche Wohnung zu beachten hatten, in ihre Nähe gekommen. Sie wusste nichts anders, als unter den Schatten der Bäume zu fliehen, um vielleicht doch nicht von den Übermütigen erblickt zu werden.

Richtig hatten sie anfangs das Mädchen nicht beobachtet, obwohl sie nun von ihren raschen Schritten nachließen, die Musik aufhörte und sie selbst mit ihrem Gejauchze leise wurden. Alle Blicke waren auf den See und besonders auf das düstere Gebäude daran gerichtet, das sich in dem hellen Mondlicht fast unheimlich ausnahm und allerlei gespensterhafte Schattenbilder in den Spiegel des Sees warf.

Endlich sagte der Schönberg Hans: »Aber warum sind wir denn auf einmal so schweigsam geworden, gerade als hätte uns der Anblick des alten Schlosses die Sprache verschlagen?«

»Unheimlich bleibt es immer da herum«, bemerkte Wolfgang, der ein Bewohner von Schönberg war. »In der Schlucht ist es nicht geheuer. Das Schloss ist in der Macht des Leibhaftigen. Gott sei bei uns. Im Försterhaus, das angebaut ist und in dem der Simon nun wohnt, haben meine Eltern auch allerlei erlebt. Nicht umsonst heißt das Wasser da unten der Teufelssee!«

»Erzähl uns«, forderte Georg, »was du weißt!«

Als die anderen nicht abwehrten, begann er, sich an einen Baum lehnd: »Der letzte Besitzer des Schlosses da unten war ein junger, gewaltiger Herr und ebenso geldgierig wie grausam. Nichts als lustige Feste und Fress- und Saufgela-

ge waren seine Freude. Die Mittel dazu wurden auf die grausamste Weise erpresst, daher Schloss und Ritter von allen Leuten gemieden wurden. Von seiner Burg aus begann er nämlich die Jagd auf Hab und Gut und Menschenleben. Wanderer und Anwohner wurden, wenn sie dem Jagenden begegneten, in das Schloss geschleppt, die reichen geplündert, die Dürftigen aber grausam gemartert und vom schwarzen Turm herab in den See gestürzt. Wenn man daher des Ritters Jagdhorn in den Wäldern hörte, wenn die Hunde im Wald bellten, eilte jedermann davon, sein Hab und Gut und sein Leben zu retten. Während nun dieser Raubritter im Schloss die geraubten Schätze aufhäufte, verödete die Gegend. Ringsum zog bald kein Wanderer mehr durch die verrufenen Wälder. Für dieses tolle Treiben kam aber auch der Tag der Rache oder vielmehr die Nacht derselben. In einer solchen hatte der wilde Jäger auch eine holde Jungfrau von deinem blutigen Weidwerk heimgebracht, die er den Vaterarmen entrissen hatte. Schon drohte der Unschuldsvollem seinen Kräften erliegen zu müssen; da jagte ein furchtbares Gewitter durch den Wald, Donner rollten, Blitze zuckten und die Erde erbebte und spaltete sich, sodass jener Teil der Burg, welcher die Schätze verbarg, samt Gold und Edelsteinen in die gähnende Kluft des Bodens versank. In der Verwirrung, welche folgte, floh die Jungfrau. Der Ritter aber stand händeringend auf dem risigen Mauerbogen des Schlosses und sah in den Schlund, der seine Schätze verschlungen hatte und nur einen Trümmerhaufen an derselben Stelle, wo nun das Försterhaus dort angebaut steht, zurückließ. Am nächsten Morgen hatte man den Ritter, schwarz im Gesicht und halb verbrannt, als hätte ihn der Blitz erschlagen, tot auf dem Schutt gefunden,

wohin er vom offenstehenden Mauerbogen im Dunkel der Gewitternacht hinabgestürzt sein musste. Sein Geist kann keine Ruhe finden. Oft hat man ihn in den öden Gängen des Schlosses erblickt, klagend und jammernnd um seine verlorenen Schätze. Leute genug gibt es da herum, die ihn gesehen haben, wie einen Schatten schleichend durch die Halle, auf der ebenso hell das Mondlicht liegt, dass man es durch und durch schauen kann wie beim Tageslicht.«

»Das ist wohl auch eines der alten Weibermärchen«, meinte der Gruber Franz, »an die ich nicht glauben kann und dergleichen beinahe von allen alten Schlossern erzählt wird, aber mich erschreckte mehr der Förster Simon, wenn er mich einmal auf meinem Weg träfe. Der alte Jäger da unten am Schloss, der ist gar wild und brennt dir eins im Handumdrehen auf den Pelz, dass du dein Lebtag daran denkst.«

»Ja, ja«, sagte ein anderer, »das ist ein wilder und rascher Mensch, aber das Wildern geht doch nirgends leichter als da herum, denn wenn der lustige Loisl dabei ist, und das geschieht beinahe allzeit, da gibt der Förster Simon nach und lässt es gehen, wie es eben geht, wenn es ihn auch im Innersten wurmt und seine Blicke den Loisl vergiften möchten. Der lustige Loisl muss etwas vom Jäger wissen.«

»Lassen wir es mit solchen Geschichten gut sein«, sprach der Gruber Franz, »lieber die Musikanten wieder aufspielen lassen und eins singen, damit uns der Gespensterschreck wieder vergeht.«

Wirklich wurde dazu hergerichtet, aber nun schrie jemand laut auf. Und sieh da, Wolfgang, der unter dem Baum saß, starrte geisterbleich und zitternd auf den Schlossgang und wies mit ausgestreckter Hand darauf hin.

Alle blieben wie versteinert stehen. In atemloser Spannung starrten auch sie auf den hell erleuchteten Bogengang im schwarzen Gemäuer hinab.

Selbst dem ungläubigen Franz war alle Lachlust vergangen. Von der Seite her, wo das Forsthaus angebaut steht, war der Schatten eines Mannes durch das mondbeschiene erste Bogenfenster sichtbar geworden, welcher sich langsam und gleichmäßig bewegte. Er ging am Wandpfeiler vorüber, wurde beim zweiten Fenster sichtbar, beim dritten und so weiter, bis er am sechsten verschwand.

Eine kleine Weile herrschte Stille, dann hieß es: »Franz, glaubst noch nichts?«

»Pah«, sagte er, »wer weiß, was es ist und ob nicht das Ganze auf einer Täuschung beruht. Es kann der Förster Simon gewesen sein, der weiß Gott was im alten Gebäude zu suchen hat.«

»Nein, nein«, flüsterte einer, »die Försterei hat gar keine Verbindung mit dem Schloss. Ich war oft genug da unten, um es zu wissen. Eine Brandmauer steht zwischen beiden und wenn diese nicht wäre, bliebe kein Mensch in diesem einschichtigen Försterhäusl.«

»Pst, pst, pst! Da ist es wieder«, hieß es.

In umgekehrter Richtung als vorher, schritt es an der Reihe der sechs Bogenfenster hin und verschwand spurlos. Diese geisterhafte Wanderung, die feierliche Stille der Nacht, und zwar der Mitternachtsstunde, hatten die ungläubigen Gemüter ergriffen und alle mit stillem Schauern erfüllt.

Ebenso wie diese Leute, oder noch mehr, war auch das 16-jährige Mädchen ergriffen worden, welches zuvor in den Schatten der Bäume zurückgetreten war, um die Begeg-

nung mit den lustigen Burschen zu vermeiden. Horchend hatte sie hinter dem Gesträuch gestanden. Schon die Nennung des Namens Förster oder Jäger Simon hatte ihre Aufregung gesteigert und ihrem Mund die Worte entlockt: »Er ist es, Gott sei gelobt, ich habe mein Ziel erreicht.«

Als aber das rätselhafte Umgehen im Bogengang des Schlosses sichtbar wurde, hatte sie der Schrecken so gewaltig erfaßt, dass sie alle Vorsicht vergaß und in der höchsten Aufregung zwischen den Zweigen hervorhuschte.

»Holla, wer ist da unter uns, wie aus der Erde gezaubert? Was willst du, woher kommst du«, riefen mehrere Stimmen das zitternde sprachlose Mädchen an.

Als es endlich hervorbrachte, es habe das Ziel seiner Reise noch erreichen wollen, sei von der Nacht überrascht worden, habe nicht gewusst, dass es gar soweit hin sei und anderes, so hatten die meisten Mitleid mit dem armen wehrlosen Weibsbild und es geschah ihr nichts zu Leide. Wohl eine große Seltenheit, wenn ein junges wehrloses Mädchen das Unglück hat, in die Mitte junger Burschen zu geraten. Es geht ihm gewöhnlich nicht anders, als ob ein Lamm unter Wölfe kommt.

Nachdem das Mädchen wieder allein war, richtete es seine Schritte zum alten Schloss. Wiederholt blieb es stehen, es war ihm gar schwer und unheimlich, da hinab zu gehen, aber es war das Ziel ihrer Wanderschaft. Wohin sie musste, mochte ihr was auch immer entgegenkommen. Nicht weit vom Försterhaus hörte sie das leise Bellen eines Hundes, der sie witterte. Es war nun nicht die Stunde, um Einlass zu begehren. Sie fühlte keine Lust, den unfreundlichen Förster Simon in seiner Ruhe zu stören; darum hielt sie sich fern von der Försterei und ging am Schloss hin, um eine Stelle

zum Ausruhen zu finden, welche vor dem eisigen Wind geschützt war, der zu wehen begann. In einer Art Schuppen, welcher sich am Turm sich befand, war Streu aufgehäuft. Diesen Ort wählte sie zu ihrem Nachtlager. Binnen wenigen Minuten schloss der Schlaf ihre Augen und ließ sie alles Weh und alle Bitterkeit des Lebens vergessen.

Die Reisemüde mochte ein paar Stunden lang geschlafen haben, als sie von einem seltsamen Geräusch aufgeschreckt wurde. Es schien dies vom Turm in ihrer nächsten Nähe herzukommen. Sie hörte deutlich Stimmen und Schritte, glaubte auch das Öffnen einer schweren Tür und dann wieder das Plätschern von Rudern im See zu vernehmen. Sie setzte sich auf, um besser zu sehen und hören zu können; allein der Mond und die Sterne waren bereits von zu dichten Wolken verhüllt. Sie vermochte nichts zu unterscheiden und legte sich alsbald wieder im Halbschlummer nieder, wobei es ihr so war, als bewegten sich schweigend dunkle Männergestalten, Lasten tragend, am Ufer hin und her. Sie glaubte auch ein Schiffelein zu vernehmen, welches fast geräuschlos über die spiegelklare Wasserfläche hinglitt.

Traum und Wirklichkeit, Schlummer und Wachen verloren sich ineinander. Sie empfahl sich dem heiligen Schutzengel und schlummerte auf ihrer Streu und unter dem luftigen Obdach wieder ein, als läge sie im weichen Federbett.

## II.

Ein herrlicher Morgen brach an. Noch waren erst die Höhen der Berge von den Sonnenstrahlen beleuchtet. Da plätscherte etwas im Wasser, da teilte sich das Röhricht am Ufer, eine rüstige Mannesgestalt sprang, ein totes Reh auf starken Schultern tragend, auf den Feldweg und lief in gebückter Haltung um die Biegung des alten Turmes. Nun erschütterte ein Schuss und ein zweiter die Luft. Darauf folgte ein Hohngelächter und der Verfolger blickte ärgerlich und scheltend nach allen Seiten, ohne den Gegner oder seine Spur zu entdecken. Aber einen Schrei, einen lauten Schrei hatte er auf seine verfehlten Schüsse gehört. Ein Mädchen, das sich ängstlich umsah und besann, ob es wache oder träume, stand dem Jäger gegenüber, der es stauend betrachtete.

Ein paar Augenblicke lang standen sich beide schweigend gegenüber, dann wischte sich der junge Mann, der kaum zwanzig Jahre zählte, den Schweiß von der Stirn und sagte zum Mädchen: »Habt Ihr nicht den Wilddieb gesehen, der dort vom Seeufer heraufgesprungen ist? Hart an Euch muss er vorbei sein. Ist er dort hinüber ins Gebirge oder da hinüber dem Turm zu gelaufen?«

»Ich kann es nicht sagen. Vor Müdigkeit war ich eingeschlafen. Erst Euer Schießen hat mich aufgeschreckt und bin dann daher gesprungen. In der Nähe hörte ich wohl die Zweige aneinander schlagen, weiter aber weiß ich mich nicht zu besinnen.«

»Also wieder entkommen«, rief missmutig der Jäger und ballte die Hand vor Zorn. »Es ist zum rasend werden! Aber wie kommt denn Ihr daher, Ihr müsst wohl den Ort gar

nicht kennen, wo Ihr geschlafen habt, denn kein Mensch bleibt da gern in der Nähe, der von diesem Ort weiß.«

»Ach!«, antwortete das Mädchen, »aus der weiten Welt komme ich daher und in die weite Welt führt mein Weg. So geht es jedem, der keine Heimat mehr hat, so wie ich. Ob es unheimlich ist da herum, kann unsereins nicht fragen, aber ich hoffe, in der Jägerei einen Unterstand zu finden.«

»Das wäre wohl möglich, wenn Ihr Euch ausweisen könnt, wo Ihr bisher in Dienst gestanden seid.«

»Bald dort, bald da, aber Zeugnis habe ich keines, doch wird man es mir nicht so glauben, dass ich keine Landstreicherin bin?«

»Wer Euch so ins Gesicht schaut wie ich«, meinte der Jägerbursche, »der dürfte wohl kaum zweifeln, dass Ihr ein ehrliches Herz, ein gutes Gewissen habt, aber der Förster Simon ist gar ein strenger, argwöhnischer Mann, mit dem es sich nicht so leicht spricht, wie man glaubt.«

»Sei es, wie es ist«, sprach das Mädchen, »versuchen muss ich es. Der Förster wird mich doch nicht umbringen. Ich habe keine Auswahl und Furcht auch keine.« Ihr Auge ruhte treuherzig auf dem Burschen, als wollte es ihn bitten, ihren Worten zu glauben. Zuletzt schossen ihr die Tränen in die Augen, sodass sie sich abwenden musste.

Der Jäger warf das Gewehr über die Schulter und trat dem weinenden Mädchen näher, indem er sprach: »Siehe, dort bin ich daheim – in der Försterei – Caspar ist mein Name und ich stehe als Jägerjunge bei dem Förster Simon im Dienst. Der Herr ist wohl streng und oft böseartig aber seine Frau ist die Gutheit selbst. Lasst den Alten reden, wenn er auch schimpft und flucht, dass eine Christenseele erschreckt. Ihr seid doch einmal fürs Erste versorgt und



kommt doch unter ein Obdach. Wenn Euch die Leute da herum allerlei Unheimliches und Schlechtes vom alten Schloss und der Försterei vorschaulern, so lasst sie reden und kehrt Euch nicht daran. Es ist allerdings ein verrufener Ort, aber ich habe noch nichts erlebt, was mir Gefahr für Leib und Seele gebracht hätte. So werdet auch Ihr es bei uns aushalten, wenn Ihr nur ein gutes Gewissen habt. Ich führe Euch auf und zweifle keinen Augenblick, dass Ihr in den Dienst kommt, denn Herr und Frau brauchen zufällig eine junge rüstige Magd, da ihnen die Letzte mit einem fremden Kerl durchgegangen ist. Seid ihr einverstanden damit?«

»Nicht nur einverstanden, sondern ich nehme es mit herzlichem Danke an. Wenn Ihr mich unterbringt, mag geschehen, was will. Ich heiße Genovefa – Vefe nannte man mich gewöhnlich – und will mich schon umsehen, dass ich den Gebrauch in der Försterei treffe und dem Dienst ordentlich vorstehe.«

»Dann ist beiden Teilen geholfen,« bemerkte der Jägerjunge. Und mir auch, dachte er sich.

Vefe hatte aber auch den letzten Gedanken: Bin ich einmal beim Förster Simon Magd, so hoffe ich, das zu erreichen, weswegen ich eigentlich den weiten Weg gegangen bin, in diesen öden Ort mich begeben und mir vorgenommen habe, alles zu wagen.

Um von dem Ort aus, wo sie standen, in die Försterei zu kommen, mussten sie wegen Felsen und Gestrüpp einen Umweg machen. Sie kamen dabei ziemlich aufwärts, so dass sie auf den See und den Bogengang des Schlosses sehen konnten.

Vefe blieb stehen und sagte: »Ihr habt freilich vorhin alles Gerede über das alte Schloss als nichts bedeutend erklärt,

aber ich habe nicht geträumt und vorher nichts gewusst und doch in der hellen Mondnacht einen geisterhaften Schatten gehen gesehen. Es muss also doch etwas davon wahr sein, was die Leute erzählen. Ich habe ihn so lebhaft gesehen, dass es mich jetzt noch schaudert. Wisst Ihr denn wirklich nichts davon und wohnt doch da unten seit Jahr und Tag?«

»Wisst Ihr, Vefe, von solchen Dingen rede ich nicht gern. Ich verstehe sie zu wenig und habe die Ansicht, dass man sich in hundert solchen Fällen von Geister- und Gespensterspuk neunundneunzigmal täuscht. Leugnen kann ich es aber doch nicht, dass ich einmal auf einer Höhe beim Mondlicht auch so etwas im Schloss gesehen habe. Ich schlich nämlich einem Wilddieb nach und war ihm schon auf zehn Schritte nahe im Waldschatten. Ich schlug den Stutzen auf ihn an und rief: ›Lege ab die Flinte oder ich schieße!‹ Er aber lachte wild auf, deutete auf das Schloss und schrie: ›Hüte dich, Caspar! Sonst holt dich der Geist da unten und dreht dir den Kragen um.‹ Erschrocken blickte ich auf das Schloss und sah in dem vom Mond hell beleuchteten Bogengang einen Schatten wandeln. Mir verging fast Hören und Sehen. Im nächsten Augenblick war der listige Wilddieb verschwunden, aber auch der Geist war nicht mehr zu sehen, denn Wolken verhüllten den Mond. Mit verstörtem Gemüt über den entschlüpften Wilddieb und über die geisterhafte Erscheinung bin ich heimgekommen und konnte in derselben Nacht kein Auge schließen.«

»Und habt Ihr davon nichts zum Förster gesagt und seiner Frau?«

»Das wohl, aber die Frau ist heftig erschrocken, hat sich dreimal bekreuzigt und aus tiefer Brust aufgeseufzt, ohne

ein Wort zu sprechen. Der Förster warf mir einen grimmi- gen Blick zu, schlug ein höhnisches Gelächter auf, schimpf- te mich einen versoffenen Tagedieb, warf das Gewehr über die Schulter und eilte in den Wald. Wir haben seither kein Wort mehr darüber verloren.«

»Habt Ihr sonst auch nichts weiter mehr entdeckt?«

»Seither habe ich nichts mehr gesehen. So oft ich versucht habe, von der Försterei oder vom Turm am See unten in den Gang zu kommen, ich habe niemals Einlass gefunden. Und wenn mich der Förster beim Spionieren ertappt hat, hat es allemal ein Donnerwetter und Hundstage für mich gegeben. Ich dachte mir dann: *Blase nicht, was dich nicht brennt*. Die Försterei hat im ersten Stock nur ein großes Zim- mer, wo der Herr ganz allein wohnt und schläft. Die Stiege ist durch ein hölzernes Gatter abgesperrt. Nur die Frau kommt da hinauf, um Ordnung zu halten, sonst hat nie- mand den Schlüssel dazu. Einmal nur bin ich in den schwarzen Turm gekommen und habe beobachtet, dass eine alte halb verfallene Stiege aufwärts führt, welche an einer Mauer ihr Ende hat. Dabei hat mich der Förster er- tappt und es mir unter allerlei Vorwänden derb verwiesen. Das Richtige wird wohl sein, weil die Wilddiebe und mit- unter auch Schwärzer im ehemaligen Burgverlies unter dem Turm einen Schlupfwinkel haben.

»Das wäre aber gerade der rechte Posten für Euch als Jä- ger«, bemerkte das Mädchen.

»Wäre schon recht«, erwiderte er, »wenn alles in der Förs- terei in Ordnung wäre. Aber der Loisl ist der Anführer von allem und den lässt er tun, was er will. Gegen diesen hat er keinen Mut. Einige sagen, derselbe sei sein leibliches Kind, andere meinen, der Alte hätte einmal mit dem Loisl in Ge-

meinschaft ein Verbrechen verübt und er halte im Stillen noch immer zu ihm. Doch lass uns heim eilen. Wer weiß, ob es nicht auch Verleumdung ist.«

Aber Vefe stand in Gedanken versunken. Die letzten Worte brachten sie in eine solche Aufregung, dass sie vor sich hin flüsterte: »Verleumdung? Nein, es kann sein, es wird wahr sein. Er ist ein böser, harter, herzloser Mensch und ich denke, er hat eine größere Last auf sich, als ein Christenmensch verantworten kann.«

Caspar hatte etwas davon vernommen und fragte erstaunt: »Wie, kennt Ihr schon den Förster?«

Verlegen, dass sie unüberlegt sich verraten haben sollte, sagte das Mädchen: »Ich, ich habe nur gemeint, dass er etwas auf dem Gewissen haben muss, wenn er Wildddieben und Schwärzern eine Zuflucht gestattet und es Euch verwehrt, sie zu verfolgen, wie es doch seine und Eure Pflicht wäre.«

»Ihr habt wohl recht. Ich kann es auch nicht mehr länger ertragen, dass mir die Burschen keck ins Gesicht lachen und mich verspotten. Entweder muss es anders werden oder ich sage den Dienst auf und suche mir einen anderen Platz. Mir ist nur um die gute Frau leid, die nicht loskommen kann und genug weint. Ihr Leben ist eine Marter, aber sie ist ihrem Mann doch ein treues ehrliches Herz.«

»Hat ihm das Gericht gar niemals einen Anstand gemacht?«

»Seit ich da bin, ist wohl einmal eine Kommission dagewesen, hat alles durchsucht und den Förster, seine Frau und mich scharf verhört, aber ich habe nicht einmal recht entnehmen können, um was es sich handeln soll. Die Fragen betrafen alle den Förster. So viel schien mir klar zu sein,

dass es sich um eine große Geldsumme und einen wertvollen Schmuck handelte, der in einem vornehmen Haus verschwunden war, auch um den Nachweis, wo sich der Förster Simon in der und der Zeit aufgehalten habe. Man tat sehr geheimnisvoll. Der Förster konnte sich gut ausweisen und von dem Gesuchten war hier keine Spur. Er erhielt danach eine Ehrenerklärung und seine Gegner wurden als Verleumder bestraft. Seither blieb alles still und kein Mensch wagt es, ihm ein unbeschaffenes Wort zu sagen.«

»Als Verleumder erklärt – o mein Vater!«, flüsterte Vefe in sichtbarer Aufregung vor sich hin. »Verleumder warst du keiner: O hilf mir, Vater im Himmel, damit ich es beweisen kann, dass mein unglücklicher Vater rechtschaffen war! Nun aber wollen wir in Gottes Namen uns in die Försterei begeben«, mahnte sie, zu Caspar gewendet.

### III.

In der Försterei hatte bereits die junge und bildschöne Frau des Försters alles in Ordnung gebracht. Auch das Frühstück für ihren Herrn war schon bereitet. Sie erwartete ihn sitzend bei dem Spinnrad. Endlich kam er die Holzterappe herab, die in seine Wohnung führte. Mürrisch grüßend setzte er sich an die Tischecke, um die duftige Weinsuppe zu genießen. Er war ein mittelgroßer, breitschulteriger Mann, von muskulöser gedrungener Gestalt, welche große Kraft verriet. Seine Blicke aber waren finster und stechend, welche Leidenschaftlichkeit und Rohheit zu erkennen geben. Sein Bart und Kopfhaar waren verwahrlost und struppig und an den Schläfen bereits schneeweiß geworden, obwohl er erst in den Vierzigern stand. Es war unverkennbar, dass ein schweres Leiden des Körpers oder der Seele an dem Lebensmark dieser kräftigen Natur nagte.

Seine Frau wagte in seiner Gegenwart kaum, zu reden, ohne gefragt zu sein, zeigte sich jedoch freundlich und zuvorkommend.

Seltsame Geschicke hatten diese zwei Leute auf Lebenszeit miteinander verbunden, ohne dass ihre Seelen auch nur einmal zusammenstimmten. Und hätte diese Frau nicht in Gott ihren Trost und ihre Stärke gesucht, so ein trauriges Leben eines einsamen und verlorenen Herzens in diesem Bergwinkel hätte sie aufzehren müssen.

Schweigsam und dumpf vor sich hinbrütend saß der Förster beim Tisch, nahm sein Frühstück und stopfte sich die Pfeife. Selbst der Jagdhund zu den Füßen seines Herrn rührte sich nicht. Endlich holte Förster Simon Gewehr, Pulverhorn und Jagdtasche herbei. Plötzlich wurde der Hund

unruhig und begehrte knurrend hinausgelassen zu werden, während er auf seinen Herrn blickte, als wollte er ihm sagen, dass etwas Verdächtiges vor dem Haus geschehe. Doch, obwohl der Herr Schritte selbst vernahm und darauf den Fall eines Gegenstandes, musste sich der Hund kuscheln.

Die Frau war dabei heftig erschrocken, unterdrückte aber, was sie sagen wollte und flüsterte nur, indem sie rasch durch das Fenster hinaussah: »Schon wieder der Loisl. Das muss noch zu einem Unglück führen.«

So leise sie aber gesprochen hatte, der Förster hatte es verstanden. Auffahrend und zornig rannte er der Tür zu, riss sie auf und schrie hinaus, während der Hund dem Wald zulief. »Donner und Wetter! Wenn du nicht Ruhe gibst und ich dich treffe, so soll es ein Ende haben. Du sollst mich kennen lernen!« Dabei drohten seine Fäuste in der Richtung des Waldes hin, in den der Hund lief, um die Spur des Verhassten zu verfolgen. Selbst aber ging er doch nicht hin und rief sogar den Hund zurück, der sich erstaunt umsah und widerwillig dem wiederholten Pfeifen folgte.

Der Gegenstand, welcher Simon in gewaltigen Zorn versetzt hatte, lag indessen noch vor der Tür zu seinen Füßen. Es war nichts Geringeres als ein Rehbock, ein großes schönes Tier, von den Wilddieben geschossen und durch Loisl vor die Försterei gelegt, dem Herrn Förster als ein Präsent. Obwohl dieser Flüche zwischen den Zähnen murmelte, kämpfte er doch seine Aufregung nieder, zog das Reh in die Stube, befahl der Frau, es in den Keller zu schaffen und ging mit dem Hund in den Wald; aber nicht in derselben Richtung, in welcher Loisl gegangen und vom Hund verfolgt worden war.

Des Försters Frau gehorchte schweigend dem Befehl ihres Mannes und bot alle Kräfte auf, das schwere Tier beiseite zu schaffen, denn es lag ihr daran, vor jedermann die neu erlittene Schmach zu verbergen. Alle Missverhältnisse, in die sie geraten, fielen ihr nicht so schwer wie die allgemeine Missachtung ihres Mannes, welche täglich mehr zuzunehmen anfang. Dabei wurde ihr so weh ums Herz und stiegen trübe Ahnungen der Zukunft auf, sodass sie kaum bei dem Bild des Gekreuzigten Trost fand, der sonst in allem der einzige Vertraute war.

Rasche Schritte weckten sie nun aus ihrer wehmütigen Stimmung. Caspar und Vefe traten ein. Es brauchte nicht viel, so war Vefe in Dienst genommen und sie begann auch bald danach die Arbeit.

Schon bei dem ersten Auftreten gewann Vefe die Zuneigung der Försterin und noch mehr, als diese sah, wie geschickt sie die Arbeit anging. Die neue Magd hatte zuerst in der Küche zu tun, während die Frau im oberen Stock aufräumte, dann in der Essstube. Hier nun war eine alte Uhr und ein halb erblindeter Spiegel, welche die Erinnerung in ihr erweckten, als müsste sie dieselben an ihrem Ort schon früher einmal gesehen haben. Hinter dem Ofen kam ihr ein kleines, vor Staub und Schmutz kaum mehr erkennbares Bild in die Hände, das schon seit vielen Jahren niemand mehr beachtet zu haben schien. Sie reinigte es, betrachtete es beim Licht und fand das Bild eines jungen Bauernmädchens. Unwillkürlich lächelte sie diesem Bild entgegen und sprach halblaut: »Mutter, liebes Mutter! Du bist da und leibhaftig vorgestellt! So warst du vor Jahren in glücklichen Zeiten. Jetzt, arme Mutter, wärest du nicht mehr zu kennen. Wie ist doch das Bild meiner Mutter hierhergekommen Ja,



man hat mir auch erzählt, dass Simon meine Mutter vor ihrer Heirat gerne gesehen habe. Und weil sie einen anderen geheiratet, mit seinem rachsüchtigen Gemüt ihr und ihrer Familie alles Böe zugeschworen hatte. Wie ist es doch möglich, dass sich die Liebe in solchen Hass verkehre? O, wie wird es dir gehen, arme Mutter, werden wir uns wohl noch einmal sehen in dieser Welt. O Gott, hilf dazu!«

Unvermutet trat die Frau ein.

Vefe in sichtlicher Verlegenheit hing das Bild wieder an Ort und Stelle mit den Worten: »Ich habe es herabgenommen, weil es so staubig war, doch ich muss in die Küche, denn die Milch ist auf dem Feuer.«

Die Frau hatte ganz wohl die Verlegenheit der Magd wahrgenommen, meinte aber doch nach einiger Zeit, sie werde das Bild nicht kennen und sprach für sich: »Ich wollte, dass ich es auch nicht kennen dürfte, dass es niemals zu uns hereingekommen wäre, dass Simon sie und mich niemals gesehen hätte. Was mag ihr Schicksal sein? Wo mag sie herumirren in der Welt? Doch sie wäre auch nicht glücklich gewesen mit ihm. Er hat kein Gefühl und besonders jetzt nicht, wo ihm etwas Geheimnisvolles auf der Seele liegen muss. O Gott, gib uns ein glückliches Ende.«

Vefe deckte für Mittag den Tisch in der gewohnten Weise, die ihr die Frau dienstfertig angab, nachdem sie die Speisen sorgfältig zubereitet hatte. Aber der Förster kam, wie es oft seine Art oder Unart war, nicht zum Essen nach Hause und nur Caspar war beim einfachen Mahl. Es schien ihm viel besser zu munden als sonst, und er, der sonst kurz ab in seinen Reden war, hatte nun mit der neuen Magd allerlei zu fragen und zu erzählen, und wäre bald zu seinem Dienstgeschäfte am Nachmittag zu spät gekommen.

Als die Hausfrau und die Magd beisammen in der Försterei arbeiteten, hatten sie gar vieles und lebhaft einander zu erzählen. Indessen war aber auch zu merken, dass jede von ihnen dort und da vor dem anderen etwas geheim hielt und die Antworten dann ausweichend wurden oder gänzlich fehlten. Vefe wagte es nicht, ihre Absichten auszusprechen, war sie ja vor der Frau des Försters und musste sich überhaupt scheuen, durch Mitteilung die Erreichung ihres Zieles zu vereiteln. Die Frau hingegen trug wohl schwer ihren unzufriedenen Hausstand, aber sie war ein zu treues Frauenherz, als dass sie anderen erzählt hätte, was ihren Ehestand betraf; mochte es ihrem Herzen auch noch so drückend sein.

Gegen Abend zu entlud sich ein fürchterliches Donnerwetter. Der Sturm tobte so, dass sich die stärksten Bäume tief beugten, die Türen in den Angeln knarrten und den flachen, mit Steinen belegten Dächern eine arge Verwüstung drohte. Dabei ergoss sich der Regen in Strömen, schlug laut prasselnd an die Fensterscheiben. Das Heulen des Windes in der engen Berggegend und im alten Schloss war entsetzlich. Selbst der sonst stille See erhob sich in gewaltigen Wogen. Die Frau und Vefe, allein in der Försterei, wurden darüber so geängstigt, dass sie laut zu beten anfangen. Endlich schoben sie gar den hölzernen Riegel vor die Haustür und begaben sich in die Küche, um das Abendessen zu kochen. Die Unheimlichkeit ihrer Lage bei diesem Gewitter und der Schrecken, welcher sie bei jedem heftigen Windstoß, Blitz und Donner durchzuckte, leitete bei Vefe das Gespräch auf die nächtliche Geistergeschichte, die ihr aber die Frau auszureden versuchte, obwohl es ihr selbst kalt durch die Adern und Glieder dabei lief. Sie waren eben im eifrigsten

Geflüster darüber und redeten sich so zu sagen ganz und gar in die Angst hinein, als plötzlich die Frau heftig erschrak und sagte: »Hast du nichts gehört? In der Kammer hat sich etwas gerührt.«

Vefe glaubte gar, in der Kammer Schritte vernommen zu haben, hatte so viel Mut, die Tür aufzumachen, hineinzusehen und zu rufen. Aber es blieb alles still. Darum kehrte sie wieder zurück zum Herd. Obwohl sie aber nichts sahen und fanden, so war doch das, was sie vernahmen, keine Täuschung, denn wirklich hatte sich ein Mann im Dunkeln in die Försterei geschlichen. nachdem er mit dem Taschenmesser den bekannten Holzriegel an der Türe zurückgeschoben, hatte begab er sich in die finstere Stube, legte sich auf die Ofenbank und schlief ein. Dies alles war in einigen Augenblicken geschehen, weswegen Vefe nichts mehr von ihm sah und hörte.

Caspar hatte zur Verwaltung zu gehen gehabt und kam später als sonst heim. Seine Kleider waren durch und durch nass geworden; deswegen war sein Erstes, sich derselben zu entledigen und sie am Herd in der Küche zu trocknen. Dann erst nahm er sein Abendbrot.

Etwa eine Stunde später, als das Ungewitter ziemlich nachgelassen hatte, ließ sich ein helles zweimaliges Pfeifen von außen vernehmen, womit der Förster seine Heimkehr den Hausleuten anzuzeigen pflegte. Die Frau und der Jägerjunge fuhren wegen seinem Unmut, der ihnen wieder drohte, erschreckt auf und die Vefe schien von Unruhe und Aufregung befallen worden zu sein. Mit Eile holte die Frau den Abendtrunk von der Glut und richtete ihn zurecht. Caspar öffnete ihm rasch die Eingangstür. Hastig und barsch, wie es immer seine Art war, trat der Förster ein,

überließ Gewehr, Tasche und Jagdrock den Hausleuten, die ihn voll Aufmerksamkeit bedienten, und machte es sich bei Tisch bequem, auf welchem ihm der warme Trunk einladend entgduftete, sobald er den trockenen Hausrock am Leib und die frisch gestopfte Pfeife im Mund hatte.

Vefe war außen geblieben, machte sich am Herd zu tun. Ihr Herz schien heftig zu pochen, denn endlich sollte sie dem Förster zum ersten Mal gegenüberreten. Fast wurde ihr bei dem Gedanken an das, was sie im Haus vor hatte, so bang ums Herz, dass sie in Versuchung geriet, auf und davon zu laufen.

Indessen hatte der Jägerjunge seinen Bericht vom Amt erstattet, Gelder eingeliefert und ein Schreiben von der Herrschaft mitgebracht, welche Dinge dem Förster so sehr gefielen, dass er sich in der behaglichsten Stimmung befand, deren sein störrisches Gemüt fähig war. Während dem hatte auch die Frau die Aufnahme der Magd und allerlei kleine Hausereignisse berichtet, aber nur halbe Aufmerksamkeit gefunden, denn der Förster war lächelnd in das erhaltene Schreiben vertieft. Caspar hätte aber auf seinem eigenen Herzen noch etwas gehabt, das er gerne angebracht hätte, aber er getraute sich nicht, weil der Förster gewiss wieder in den größten Zorn geraten würde.

Nachdem der Förster sein Glas halb geleert und heftige Rauchwolken in die Luft blies, fragte er: »Nun, Caspar, gibt es sonst noch was Neues oder brauchst du was von mir?«

Nun rückte aber der Gefragte rasch hervor: »Herr Förster, die Wilddiebe waren heute Nacht wieder im alten Schloss.«

»Schon wieder? Sorge dich nicht weiter, es ist alles im Zug, um ihnen die Lust gründlich zu vertreiben. Es heißt aber abwarten – voreilig sein kann alles verderben.«

»Zu warten«, antwortete Caspar mit vor Unmut erröten- dem Gesicht, »das wird nicht mehr angehen, damit ver- sucht Ihr mich seit Monaten zu verträsten, aber es kann nicht mehr lang so bleiben, wie es ist. Die Wilddiebe lachen und spotten über mich, wo sie mich finden, denn sie wis- sen, dass Ihr mir Eure Beihilfe versagt und ich immer den Kürzeren ziehen muss. Das muss ein Ende nehmen!«

»Wer ist der Herr da im Haus?«, schrie nun der Förster mit dunkelrot gewordenem Gesicht laut auf und schlug da- bei mit der Faust auf den Tisch, dass sein Trinkglas klirrte. »Solche Sprache von einem Jägerjungen verstehe ich nicht und will sie nie mehr hören. Sonst sind wir geschiedene Leute.«

Caspar ließ sich nicht einschüchtern, sondern entgegnete ruhig: »Wie Sie wollen, Herr Förster, das kann leicht ge- schehen, aber wenn ich gehe, so mache ich auch meine An- zeige und ich werde Hilfe finden.«

»Hinaus, Rebeller, oder ich vergesse mich an dir«, bebten nun des Försters Lippen, »zeig an, was du willst. Ich bin aber auch noch da und habe ein Wort zu reden. Förster Si- mon weiß schon, vorlaute Mäuler zu stopfen.«

Die Frau hatte den Caspar durch Gebärden zu beruhigen gesucht und dieser verstand sie. Mit Mäßigung entgegnete er: »Aber Herr Förster, soll es mich nicht wurmen und bis in die Seele hinein wehtun, wenn dies liederliche Gesindel mit Wald und Wild wirtschaftet, wie es will, mich verlacht und verspottet und Ihr dazu durchaus die Augen zudrü- cken wollt. Und was ist erst heute wieder für eine Geschich- te gewesen? Ich war ihnen wieder auf der Spur. Die ande- ren sind übers Wasser davon, aber der Loisl, der Keckste von allen und den Ihr gerade am meisten schont, ist mit ei-

nem Rehbock auf dem Rücken beim schwarzen Turm an mir vorbei und durch das Dickicht gelaufen, um das gestohlene Wild Euch vor die Tür zu legen. Gibt es einen größeren Hohn und Spott für unseren Dienst? Hat man so etwas einmal in einer Försterei gehört? Und warum ist Euch denn der Loisl, welcher überall der Rädelsführer ist, so ans Herz gewachsen, dass Ihr ihn frei tun lasst in Sünde und Schande?«

Die Försterfrau war in tausend Ängsten, dass Simon in Wut geraten werde, aber, obwohl es in seinem Inneren tobte und schäumte, dass seine Glieder zitterten, so beherrschte er sich dieses Mal und sagte ausweichend: »Ihr habt nicht unrecht, Caspar, aber es gibt allerlei zu bedenken. Mit dem Einfangen eines Einzelnen ist nicht viel ausgerichtet, die ganze Sippschaft will ich packen und gründlich mit ihr ein Ende machen. Dazu muss man ihr Wirtschaften im Wald gründlich ausforschen, sie bei Nacht und Nebel überraschen. Das soll geschehen, sobald ich im Reinen mit den Erhebungen bin, die ich eingeleitet habe. In ihrer eigenen Schlinge sollen sie sich fangen. Du meinst es ehrlich, Caspar! Ich sehe es ein, aber dein Blut ist noch zu rasch. Die Hitze tut nicht immer gut und verdirbt oft die besten Pläne. Also Geduld. Und was den Loisl betrifft, so mag es wahr sein, dass ich ihm zu gut bin, weil er mir nahe steht. Ich will ihm noch einmal ins Gewissen reden, ehe wir losbrechen, denn siehe, ihn hat mir seine Mutter, ehe sie gestorben ist, anempfohlen. Sie war eine brave Alte, mit mir weitschichtig verwandt. Darum fühle ich so eine Art Vormund- oder Vatergefühl für den Loisl – fast gilt er mir für mein Kind und das straft man nur ungern und zuletzt.«

Der Förster wusste all dies so gut vorzubringen, dass Cas-

par und die Frau beruhigt waren.

#### IV.

Aber plötzlich überfiel alle ein Schrecken, als der verhasste Loisl sich von seinem Lager, auf welchem ihn niemand vermutete, erhob und ein lautes heiseres Lachen anhub, das es seinen ganzen Leib erschütterte. Er war es nämlich, der während des Ungewitters sich eingeschlichen und bisher unbeachtet geblieben war. Die Frau warf besorgte Blicke um sich, denn sie fürchtete ein Unglück. Caspar stand von Zorn ergriffen und starrte den Frechen wie einen Geist an.

Der Förster sprang auf, griff nach dem Hirschfänger und rief dem Lachenden zu: »Bursche, wer hat dich eingelassen, was gibt's, was soll dein dummdreistes Gelächter?«

Loisl lachte fort und sagte mit widerlich heiserer Stimme frech heraus: »Was mein Gelächter bedeuten soll? Das bedeutet, dass ich Euch nicht fürchte und Euer Messer auch nicht. Lachen muss ich, weil Eure Erzählung so viel schön und rührend war, aber erlogen ist! Denn Ihr habt meine Mutter nie gesehen, mit keinem Blick. Und dass es so ist, wisst Ihr selber am besten. Lasst doch solche Maulmachereien und Lügen!«

Aufgebracht durch so viel Frechheit und Spott schritt Caspar auf sein Gewehr zu und schien seiner kaum mächtig. »Elender Einschleicher, Holz- und Wilddieb. Jetzt sollst du mir nicht mehr davon. Ergib dich oder es ist deine letzte Stunde.«

Er hatte schon das Gewehr in der Hand, aber die Frau fiel ihm in den Arm und der Förster wehrte selbst ab.

Loisl rief lächelnd: »Weg mit der Flinte. Gebt die Tür frei oder der Herr Förster soll es bereuen. Dass ich da vor dem Gewitter einen Unterstand gesucht habe, kann das Haus



nicht verunehren; denn da gib es schon noch Schlechteres. Nicht wahr, Euer Gnaden, Herr Förster? Jetzt hat das Gewitter nachgelassen, darum gehe ich und Ihr seht mich nicht sobald wieder.«

»Aber Loisl«, sagte die Frau, »warum lässt du denn nicht im Guten mit dir reden und musst immer streiten? Warum bist du wie ein Dieb hereingeschlichen? Du weißt es ja, dass du da Unterstand und Unterhalt findest, wenn du deine bösen Weg meidest und als ein Mensch lebst wie andere Leute.«

»Gehorsamster Diener«, entgegnete Loisl lachend, »damit ist's nichts. Der Wald ist mein Leben, Freiheit mein Alles, Wildschießen meine Seligkeit. Gibt es auch Krieg mit allerlei Bediensteten, es trägt ein schönes Stück Geld und ist eine Lustbarkeit dabei. Bei Euch da ist ein gar ödes Leben – lasst mich aus damit.«

»Und dein Treiben muss ein Ende nehmen«, mahnte nun der Förster mit allem Ernst. »Ich rate es dir im Guten, kehre um, ehe es zu spät ist. Treffe ich dich noch einmal, dann sehe zu – mein Stutzen trifft sicher und meine Hand ist noch fest. Mehr als ein Versteck kenne ich schon und dir und deinen Kameraden will ich's Handwerk legen und euch zeigen, wer Herr ist in der Gegend da. Lach und spote, so viel du willst; aber hüte dich, mich aufs Äußerste zu treiben, sonst schieß ich dich nieder wie einen tollen Hund – das ist dir geschworen, so wahr wie zwei mal zwei vier ist.« Drohend erhob er die Hand.

Ohne Aufregung und immer höhnisch lächelnd stopfte sich nun Loisl seine Pfeife, zündete sie an, stellte sich stolz vor den Förster und sprach: »Seid nicht so jähzornig, Euer Gnaden Herr Förster, und denkt doch ein wenig an jene

Februarnacht in K... drüben. Nicht wahr, damals war der Loisl gar ein lieber Mensch und Ihr habt ihn umarmt vor Freude, dass er Euch über die Mauer hinübergelassen hat. Es ist mir noch nicht eingefallen, auszuplaudern, was ich weiß; aber dafür sollt Ihr die Augen zudrücken bei mir – sonst kenne ich auch den Weg zum Gericht. Lasst Euren Zorn aus, an wem Ihr wollt, aber mich lasst in Ruhe. Was ich weiß von Euch, habe ich aufgeschrieben und liegt pet-schiert bei einem Freund. Es wird Euch nicht schaden, solange ich gut Freund bin mit Euch. Schießt Ihr mich aber nieder wie einen tollen Hund nach Eurer Rede, so wird er Euch beißen, noch wenn er tot ist. Das merkt Euch und somit Gute Nacht alle miteinander.«

Die Frau hatte Tränen in den Augen und faltete die Hände. Was sie da gehört hatte, machte sie wehmütig und betrübt. Der Förster ging finster und rasch auf und nieder. Caspar aber starrte seinen Herrn an und traute kaum seinen Augen, als er sah, dass dieser solche Reden hinnahm und dem elenden Wicht nicht eine Kugel nachsenden wollte.

Förster Simon versuchte, diesem Auftritt den Ernst zu nehmen und Glauben zu machen, dass nichts Wahres an Loisl's Gerede sei und als hätte er ihn nur gehen lassen, um ihn desto vertraulicher zu machen, wodurch er ihn mit seiner Kumpane umso sicherer zu finden hoffte. Er zeigte sich zusehends heiterer und Frau und Caspar hatten bald wenig Zweifel mehr an des Försters Worten. Es trat allmählich eine behaglichere Stimmung in dem kleinen Kreis ein.

Die Frau rief nun der neuen Magd in die Küche, das Nachtessen aufzutragen. Vefe hatte kein Wort von den Reden in der Stube verloren und mit hochklopfendem Herzen

insbesondere auf den Loisl gehorcht. Wie ein Blitz zündeten seine Andeutungen in ihrer Seele. Heftig begann ihr Blut zu wallen. »Es ist so«, flüsterte sie, »mein armer Vater hat es so erzählt.« In dieser Aufregung kam der Ruf der Frau.

Rasch fasste sie die Schüssel an und stellte sie, ohne aufzublicken, in die Mitte des Tisches. Da rief ihr eine Stimme laut entgegen: »Anna, Anna!«, sodass sie die Augen anhub und dem Förster gerade ins Gesicht sah, der wie versteinert vor ihr stand.

Sein Blick haftete lächelnd an Vefes hübscher Gestalt – er meinte in Wirklichkeit diejenige zu sehen, deren verstaubtes Bild im Ofenwinkel hing.

Der Frau war diese Überraschung ihres Mannes nicht entgangen. Indem sie Vefe zu sich winkte, sagte sie: »Die neue Magd hier heißt nicht Anna, sondern Genovefa oder Vefe.«

Als wollte der Förster ein Traumbild verwischen, fuhren seine Hände über die Augen und sagte halblaut: »Ja richtig, ich habe geglaubt, die neue Magd heißt – also Vefe, Vefe.« Wiederholt richtete er seine Blicke auf die Magd und fragte sie, ob sie den und den und die und die nicht kenne.

Vefe wusste ihre Verlegenheit kaum zu verbergen und sagte endlich: »Ich bin ja weit aus der Fremde und weiß nichts von den Leuten da in den Bergen.«

Auf diese Weise kam die Schlafensstunde. Caspar fand keine Ruhe, denn in ihm tobte der Unwille. Die Frau ging in die Kammer und betete recht inbrünstig, dass der Himmel alles glücklich enden möge. Vefe aber stand lange sinnend am Küchenfenster und beriet sich mit sich selbst, wie sie zu dem Loisl komme, der mehr zu wissen schien, als es für des Försters Geheimnis gut und das aufzudecken ihr

sehnlichstes Verlangen war.

Der Förster war allein im Zimmer geblieben, ging lange Zeit auf und ab, sprach mit sich selbst und bewegte aufgeregt sogar die Hand. Plötzlich trat er zum Ofen, nahm das alte Bild hervor, betrachtete es lange mit Teilnahme und sagte: »Ja so war es vor Jahren – wie wird es jetzt sein mit ihr? Die Vefe gleicht ihr ganz. Wie sie gekommen ist, war mir gerade, als käme die Anna in mein Haus, die Anna, die ich so geliebt habe, mehr als mein Leben.« Doch auf einmal, als schämte er sich seiner Weichherzigkeit, presste er das Bild krampfhaft zwischen die Hände, sodass es zerbrach. Mit boshafem Lachen sagte er: »Fort damit, sie hat mich betrogen, verlassen, verlacht, sie hat einen anderen geheiratet. Was ich den Leuten angetan habe, ist alles nichts gegen die Untreue dieses Weibsbildes. Ich verachte, hasse und verwünsche sie und die ihren. Meinetwegen mag sie elendig verderben und sie soll zu Grunde gehen, gleichwie nun auch ihr Bild zertrümmert ist.«

Boshaft auflachend ging er langsam in sein Schlafzimmer. Stille herrschte in der Försterei wie im alten Schloss. Nur der Wind sauste noch.

Auf diesen stürmischen Tag schien Ruhe zu folgen. Der Loisl und seine Gefährten mochten doch vielleicht vorsichtiger geworden sein oder hatten sich einen entfernten Ort ihrer Diebestätigkeit ausgesucht – kurz, sie waren in der ganzen Umgegend nicht zu sehen. Die Frau und Vefe waren sich immer herzlicher zugetan und Caspar fing bereits an, einen Heiratsplan mit Vefe zu entwerfen.

*Ist sie auch eine Waise und ganz arm, so kann doch ich meinen Weg als Jäger machen. Von meinen Pflegeeltern habe ich auch eine kleine Wirtschaft zu hoffen,* dachte er her und hin.

Vefe blieb aber gedrückt im Gemüt und wurde oft nachdenklich und traurig, denn mit der Erreichung ihres Zieles ging nichts vorwärts. Loisl war nicht zu sehen, um von ihm Auskunft zu erhalten und sonst wollte sie sich niemand anvertrauen. Auch musste sie es empfinden, dass der Förster, nachdem er das alte Bild zerstört hatte, auch gegen sie mehr hart und abstoßend geworden war, sie oft Minuten lang mit finsternen Blicken anstarrte, als hätte er allen Groll und Hass gegen die Mutter auf die Tochter übertragen. Von einem Eingang in den geisterhaften Schlossgang fand sie auch nichts und selbst alles Gerede davon verstummte. Doch es sollte bald anders werden.

In dem nächsten, bei zweieinhalb Stunden entfernten Marktflecken hatte ein großer Grundbesitzer Hochzeit. Es war dazu auch der Förster Simon mit den seinen geladen, denn er war mit dem Hochzeiter weitschichtig verwandt und hatte auch sonst mit ihm manche Geschäfte. Er nahm seine Frau und den Caspar mit. Auf Fürbitte der Frau sollte auch Vefe daran teilnehmen. Für Herrn und Frau wurde ein hochzeitlich geziertes Gefährte geschickt. Caspar und Vefe hatten auf dem Seitenweg dorthin zu gehen, was ihnen mit ihren jungen und gesunden Füßen gar nicht beschwerlich fiel; umso weniger, da es auf dem Seitenweg viel näher war und sie auf diesem vielleicht eher in den Ort kämen als ihre Herrschaft mit dem Fuhrwerk.

Es war, wie man zu sagen pflegt, eine vornehme Hochzeit: ein feierlicher ernster Kirchgang, unter dem Amt auch zwei Beimessen, eine erbauliche Musik und eine Menge stattlicher Hochzeitsgäste. Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen. »So einen Kirchgang«, hieß es, »hat man nicht bald einmal gesehen.« Aber auch die Hochzeitstafel

und Tische waren vornehm. Die Gäste waren alle fröhlich, zufrieden und freundlich. Selbst der Förster war schon lange nicht mehr so gut aufgelegt wie bei dieser Hochzeit.

Caspar und Vefe erfreuten sich aber besonders auf dem Tanzplatz, den ein gesetzter Mann in Ordnung und Ehrbarkeit erhielt und der mit einer schönen Musik besetzt war.

Den Nachmittag über ging alles in bester Ordnung vor sich; aber um das Dunkelwerden drängten sich ungeladene Gäste und unliebe Gesichter ein. Dem Caspar besonders stieg der Zorn auf, als er in diesen Gesellen bekannte Wilddiebe und vor allem unter ihnen den Loisl erkannte. Diese rohen und frechen Burschen mischten sich nun mitten unter die tanzenden Paare, als ob sie allein das Recht auf den Tanzplatz hätten. Besonders der Loisl folgte Schritt für Schritt dem Caspar und der Vefe mit allerlei ausgelassenen Possen und Glossen. Endlich wusste er es so anzustellen, dass er dem Caspar den Fuß unterschlug und der Jägerjunge in ganzer Länge auf den Tanzboden hinfiel.

»Wirst du uns noch einmal beim Förster verpetzen?«, fragte Loisl spöttisch.

Vefe war davongelaufen und hatte diesen Auftritt dem Förster gemeldet. Als nun dieser kam, um die Burschen und insbesondere den Loisl zur Ruhe zu ermahnen, sagte ihm dieser die ärgsten Schimpfreden und machte wieder eine Anspielung auf jene Nacht, wo er den Loisl so gut brauchen konnte und der Loisl so brav war. Viele wussten nicht, was der Loisl und der Förster hatten, aber bei denjenigen, die schon früher einmal etwas Zweideutiges davon gehört hatten und das nun verstummt war, mochte die Anspielung Loisl's wieder Altes in Erinnerung gebracht haben. Genug, sie war öffentlich geschehen.

Der Förster hatte alle Lust verloren, länger zu verweilen. Er machte Anstalt, mit seiner Frau nach Hause geführt zu werden. Auch für Caspar und Vefe bestellte er ein Gefährte, damit sie zusammen heimkämen, denn er fürchtete besonders für Caspar, dass ihm diese frechen und gegen ihn seines Eifers wegen aufgebrachten Burschen auf dem Heimweg noch etwas Ärgeres antun als auf dem Tanzplatz. So traf auch hier ein, wie es heißt: Das Lachen kann mit Schmerz gemischt sein und auf die Freude Traurigkeit folgen.

## V.

Seit dieser Zeit war der Förster immer aufgeregter und sichtbar in einem inneren Streit mit sich selbst. Äußerlich aber benahm er sich milder und freundlicher als jemals. Es mochte ihm klar geworden sein, dass es in der Försterei nicht bleiben konnte, wie es war, und, wenn gegen die Übeltäter nicht eingeschritten würde, ihm eine Entscheidung zu seinem Verderben drohe. Geschähe aber dieses, so stehe ihm die Entdeckung eines Geheimnisses fürchterlich bevor. Es war dies ein schwerer Schlag für den hartsinnigen und mutigen Mann: Er schien sich in einer Falle selbst gefangen zu haben, aus der nicht leicht mehr zu entkommen war. Schwere Kämpfe gab es in seiner verschlossenen Brust. Tagelang blieb er fern der nahen Herrschaft und beim Gericht. Wenn er zu Hause war, hatte er vor Geschäften in seiner abgeschlossenen Wohnung kaum Zeit zu essen und mit jemand zu reden. Seine Frau ahnte einen fürchterlichen Sturm. Als nun einmal wieder der Förster von einem mehrtägigen Außenbleiben heimgekehrt war und es sich bequem gemacht hatte, setzte er sich auf die Hausbank und befahl seiner Frau, die in der Wohnstube drinnen spann, den Caspar zu holen.

»Caspar«, redete ihn der Förster an, »es kann nicht so mit den Wilddieben und dir bleiben, wie bisher und besonders mit dem Loisl muss ein Ende gemacht werden. Die Bur-schen sind so frech geworden, dass sie Schimpf und Schande über die Försterei bringen. Aber siehe, ich werde der Sache aus dem Weg gehen: Ich bin zu alt für diesen ewigen Krieg und Streit mit dem Gesindel und auch nicht gesund genug seit langer Zeit. Traurige Ereignisse, erlittene Falsch-



heiten und bittere Täuschungen haben an meinem Leben genagt. Ich gehe für alle Zeit aus dem Weg. Ich war bei der Herrschaft und habe meinen Abschied begehrt. Dein Schaden wird es nicht sein. Ich habe ein Vorwort für dich eingelegt. Du hast Aussicht, meine Stelle zu bekommen, du wirst Ordnung schaffen da in den Wäldern, wie es ehemals war, da ich jung gewesen bin. Ich wandere aus, weit übers Meer ... es gehen nächstens viele hinüber ... in Amerika hat schon mancher sein Glück gemacht ... auch ich will es versuchen.«

Caspar glaubte zu träumen. Er starrte den Förster an und meinte, es müsse nicht ganz richtig sein im Kopf des Försters.

»Aber, Herr Förster! Kann denn das doch Ihr Ernst sein, was Sie mir jetzt gesagt haben – diese Gegend zu verlassen und den schönen Dienst; weit jenseits des Meeres eine neue Heimat zu suchen, in Ihren Jahren und ins Ungewisse hinein. Das lässt sich nicht leicht denken«, sprach endlich Caspar teils verlegen, teils bemitleidend.

»Es muss sein«, antwortete der Förster fest, »so ist es am besten. Ich bin eins mit mir – es ist nichts mehr zu überlegen. Alles habe ich schon abgemacht. Nimm das Glück, Caspar, in die Hand!«, fuhr er fort und legte fast zärtlich seine Rechte auf Caspars Schulter, »nimm das Glück, das dir zufällt. Hause mit Vefe nach mir in der Försterei – für mich wird sich schon ein Winkel finden – sei es wo immer in der weiten Welt.«

Damit wendete sich der Förster gegen die Haustüre. Caspar aber ging dem Wald zu, um sich einigermaßen allein zurechtzufinden.

Die Förstersfrau hatte alles gehört. Es stand das Fenster

offen, welches gerade über der Hausbank sich befand. Die Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, sie war einer Ohnmacht nahe. Sie konnte anfangs nicht weinen und nicht reden. Gespensterartig starrte sie ihren Mann an, als er düster vor sich hinschauend in die Wohnstube eintrat. Die heftige Gemütsbewegung seiner Frau war dem Förster nicht entgangen.

*Holla, dachte er, sie hat es auch gehört, das wollte ich – so brauche ich es ihr nicht eigens zu entdecken. Was wird es aber jetzt abgeben?*

Schmerzlich bewegt legte die gute Frau ihre zarte Hand auf seine Schulter und sprach zu ihm voll Sanftmut: »Nicht wahr, Simon, was du vorhin vom Auswandern dem Caspar gesagt hast, war nur Scherz?«

»Nein«, antwortete er barsch, »es war kein Scherz, es ist Ernst. Es muss sein, und dabei bleibt es.«

»Aber was wird denn aus mir werden?«, seufzte sie.

»Du musst auch mit«, sprach er im halben Grimm, »denn, wo der Mann ist, gehört auch das Weib hin.«

»Ach, das kann ich nicht. Ich bitte dich auf den Knien, verlasse die Heimat nicht – lass mich hier sterben hier. Lieber nimm das Gewehr, Simon, und drücke es ab auf mich. Es ist besser für mich sterben als auswandern und verderben!« Bitteres Weinen mischte sich in diese Worte der Frau.

Einen Augenblick schien dies den Förster zu rühren, aber bald erhielt die alte Härte wieder die Oberhand. »Wozu dieses Gerede, Weib, und solches Gewinsel? Es muss sein. Und du solltest mit mir nicht mitziehen können in deiner Jugend und Kraft! Du kannst es nicht, sagst du? Aber ich habe schon alles tragen, zahlen und ausgleichen können, als es deinen Eltern so schlecht gegangen ist, dass sie kein

Brot mehr zu essen und kein Bett mehr zu schlafen gehabt haben. Ich habe schon mein erspartes Geld aufzählen können, um dich und die deinen vor Pfändung und gerichtlichem Verkauf zu retten, deine Eltern bis an ihr Ende von meinem mühsamen Verdienst zu erhalten und dich da herein als Frau Försterin zu setzen. Das hast du schon können; das war nicht zu schwer für dich! Aber meinetwegen, gehe hin, wo du willst. Ich werde auch den Weg allein durch die Welt finden.«

Wie Messerstiche durchbohrten diese Reden das Herz der armen Frau. Sie erhob sich rasch, wischte die Tränen weg und sprach mit gebrochener Stimme: »O Simon, mein Mann, wie quälst du mich! Was du getan hast für uns, das weiß ich und werde es nie vergessen. Deine Wohltaten und deine Opfer sind eben die eisernen Ketten, die mich an dich festhalten. Aber so ganz umsonst hast du dein Erspartes auch nicht hergegeben. Um meine armen und bedrängten Eltern loszukaufen, bin ich dein Weib geworden, habe dir meine Unschuld, meine Jugend, mein Glück, mein ganzes Leben geopfert. Du hast mich nicht geliebt. Dein Herz hing an Anna, die ein anderer dir weggeheiratet hatte, das wusste ich. Ihr zum Trotz wolltest du diejenige als Frau heimführen, welche man in der Umgegend für die Schönste hielt, und da traf mich das Los, die Tochter armer Eltern. Dass es so war, weißt du und hast es selbst bekannt. Nach meiner Liebe, nach meinem Herzen, nach meinem Glück hast du nicht gefragt. So ein Ehestand aber macht schrecklich unglücklich. Du hast es nie gefühlt, aber ich leide dabei und glaube es mir, Simon! So ein Elend wiegt deine Guttatentausendfach auf!«

Mit einer unmenschlichen Gleichgültigkeit brummte der

Förster: »Heute bist du wohl sehr beredt, weißt du vielleicht noch etwas?«

»Ja«, antwortete die Frau blitzschnell, »ich weiß noch etwas, nämlich ich fürchte, dass etwas Schweres auf deiner Seele dich zum Auswandern treibt, und ich bitte täglich den Vater im Himmel, dass es nicht so sein möchte, wie ich ahne. Sollte aber wirklich ein Unrecht, eine Schuld, das böse Gewissen dich zu dem fast tollen Entschluss gebracht haben, so büße, bekenne und bekehre dich hier; denn so weit die Welt ist, so ist sie doch zu eng, um dem bösen Gewissen entlaufen zu können. Unrecht und Schuld bleiben, so weit Himmel und Erde reichen, wenn man nicht Buße tut.«

Der Förster wusste nicht, welche Macht heute seinen Zorn und Wutausbruch zurückhielt, um all dieses von seiner Frau anhören zu können. Mit Gelassenheit sagte er zu ihr: »Mache dir keinen Kummer. Verdruss, Galle und Sorgen an diesem Ort machen mich vor der Zeit altern und unaufgelegt, noch an meiner Stelle zu bleiben. Es wird mir alles zur Last; diese will ich wegwerfen und ein neues Leben in der neuen Welt beginnen.«

»Gebe es Gott«, sprach die Frau, »dass du die Last abwirfst, die dich bedrückt. Und ich werde die Treue halten, die ich dir geschworen und mit dir ziehen, komme was immer, und sollte es mir auch nichts einbringen als eine Kugel und ein Brett, womit man auf der Fahrt verstorbene Auswanderer in das Meer wirft.« Damit entfernte sie sich. Auch der Förster begab sich in sein Zimmer, das er aber bald wieder verließ, um sich aus dem Haus zu begeben.

Was der Förster zu Caspar gesprochen hatte, machte den Jungen fast verwirrt. Die bevorstehende Auswanderung

des Försters erregte in ihm die Gefühle des Dankes und des Leides um ihn – hatte der Junge doch neben vielem Unlieben auch viel Gutes in der Försterei genossen und wäre ohne dem alten Förster nie ein so tüchtiger Fachmann geworden. Laut hätte er aber weinen mögen um die gute, sanfte Förstersfrau, die wohl keiner guten Zukunft entgegen zu gehen hatte. Die Aussicht auf den einträglichen Dienst nun schon in seiner Jugend machte ihn besorgt, ob er wohl imstande sei, seinen Pflichten genügend nachzukommen, hier auf diesem Posten, wo das Gesindel der Wilddiebe gehätschelt wurde und auch gegen andere Unordnung kein ernstes Einschreiten geschah. Andererseits aber drohte ihm diese Aussicht vor Freude das Herz zu zersprengen, denn sie gab ihm ja auch die Hoffnung, sich bald schon mit seiner geliebten Vefe auf immer vereinigen zu können.

Dieses drängte ihn nach Hause. Als er, wie er wünschte, Vefe allein in der Wohnstube spinnend und ein Lied für sich hinsingend fand, erzählte er ihr alles halblaut, fügte aber hinzu, dass alle Hoffnungen und Freuden für ihn keinen Wert hätten, wenn sie nicht sein werden wollte für alle Zukunft. Vefe antwortete nichts; sie war bei jedem Wort Caspars trauriger geworden und lehnte zuletzt den Kopf auf das Spinnrad, das ihre Hände festhielten.

»Aber was ist denn das?«, flüsterte Caspar betrübt und verlegen, »dass du mir gar nichts auf meine Rede erwidertest. Habe ich mich betrogen, dass du mich lieb hast?«

»Nein«, sprach sie endlich, »daran hast du dich nicht betrogen, aber dass ich dein und du mein werden sollst, das ist leider nichts als ein Traum für mich und dich. Du weißt nicht, wie du mit mir daran bist. Aber ich wäre wirklich

eine Falsche gegen dich, wenn ich dir auf dein Geständnis hin nun nicht alles mitteilen würde. Höre mich an, rücke näher herbei, denn außer dir braucht es niemand zu hören.«

Caspar nahm an dem Tisch Platz, in dessen Nähe Vefe spann. In diesem Augenblick ließ sich außen ein Geräusch vernehmen und ein Mann schlich sich näher zum offenen Fenster, um ja kein Wort der jungen Leute zu verlieren. Doch das hatten beide nicht beobachtet.

»Siehe, Caspar«, fing Vefe an, »ich bin die Tochter der Anna, welche der Förster hat heiraten wollen und mein Vater ist derjenige, der sie ihm weggeheiratet hat. Die Eltern des Försters und die Eltern der Anna, meiner Mutter, waren gute Nachbarn, lebten in Freundschaft und hatten den Wunsch, dass einst ihre Kinder ein Ehepaar werden sollten. Dem hochfahrenden Simon gefiel das schöne aufblühende Mädchen, aber Anna mochte den Burschen nicht leiden, denn er war grob, spöttisch, voll beleidigender Späße, herrisch und zornmütig zum Erschrecken. Da fügte es sich, dass der Vater des Simon sich bereden ließ, in den Dienst einer weit entfernten Herrschaft zu treten, die ihm goldene Berge versprach. Der leidenschaftliche Simon verlangte bei der nun bevorstehenden Trennung einen Treueschwur von Anna und sagte ihr im Guten und Bösen, dass sie ihm gehöre und auf ihn warten müsse. Meine Mutter weigerte sich, so ein Versprechen zu geben. Da aber der unbändige Simon immer zudringlicher wurde, sagte sie endlich lachend zu allem ja, um ihn nur los zu werden. Himmel und Hölle rief er zu Zeugen an, dass es ihr Unglück sein sollte, wenn sie ihn vergessen würde. So schieden sie; aber all dieses machte auf das junge Mädchen so wenig Eindruck, dass

sie nach ein paar Tagen des Aufdringlichen nicht mehr gedachte.

Etwa ein Vierteljahr danach kam der von der Herrschaft angestellte neue Förster. Binnen weniger Wochen war Anna, meine Mutter, seine Frau. Einige Jahre vergingen in Glück und Frieden. Von den Ausgewanderten waren nur wenige und widersprechende Nachrichten gekommen, bald sollten sie in Armut und Elend geraten sein, bald wieder ihr Glück gemacht haben.

Da hieß es auf einmal, die Herrschaft, zu der die Försterei gehörte, sei an einen anderen Herrn verkauft von der Gegend der Ausgewanderten, und Simon sei angekommen als einstweiliger Geschäftsführer des neuen Gutsbesitzers, eines jungen leichtfertigen Kavaliers, der ihm sehr zugetan sein soll. Bald zeigte es sich auch, dass dies kein leeres Gerede sei. Als sich nun Simon überzeugt hatte, dass Anna, meine Mutter, auf ihn nicht gewartet hatte, tobte er anfangs, brütete aber danach Rache und ließ sich öfters laut vernehmen, dass er nicht ruhen werde, bis sie und ihr Mann elend und unglücklich sein werden. Der Schreckliche führte auch dieses Vorhaben aus. Mit Spott und Schmähungen verfolgte er meine Eltern; mit Lüge und Verleumdung suchte er meinen guten Vater überall und besonders bei der neuen Herrschaft zu verdächtigen. Meine Mutter war sogar vor tätlichen Beleidigungen und Misshandlungen oft nicht mehr sicher.

Er trieb es so arg, dass sich mein Vater schon entschlossen hatte, sich an einem anderen Ort um einen Dienst zu bewerben. Aber auch das sollte nicht ausgeführt werden. Auf einmal erhielt mein Vater den Abschied in der härtesten Weise – es war nichts anderes als eine Absetzung und Ent-

lassung mit der Bemerkung, dass er in kürzester Frist dem Simon als Förster Platz zu machen habe. Es half keine Gegenvorstellung. Mit weinenden Augen zogen meine Eltern aus der lieb gewordenen Försterei aus, wo sie unter sich die glücklichsten Tage verlebt hatten und begaben sich vorläufig zu den Eltern meiner Mutter, die mich dorthin auf dem Arm trug. Aber auch hier verfolgte uns das Unglück. In einer entsetzlichen Nacht brannte die Heimat meiner Mutter ab. Es hieß, dieses Feuer sei gelegt worden von einer ruchlosen Hand, aber man kam auf nichts Gewisses. Jetzt war unseres Bleibens nicht mehr. Vater und Mutter mussten sich in der weiten Welt ein Unterkommen suchen. Mich ließ meine gute Mutter unter heftigem Weinen bei einer weit-schichtigen Verwandten zu Ch., die keine Kinder hatte. Sie gewann mich lieb und ihr habe ich alles zu danken, was ich gelernt habe. Die Mutter erhielt einen Dienst in einer großen Wirtschaft und für den Vater eröffnete sich ein gar merkwürdiger Platz. er sollte nämlich mit einem alten reichen Herrn auf Reisen gehen. Es lässt sich nicht sagen, mit welchem Schmerz sie Abschied nahmen. Aber wenn sie sich genug erspart haben würden, so wollten sie sich wieder vereinigen und mich zu sich nehmen. Ich verstand damals wenig von dem Kummer meiner Eltern, aber jetzt kann ich es mir beiläufig vorstellen. Jahre der bittersten Trennung, voll schwerer Entbehrungen und Ertragens sind über sie gekommen. Mein Vater hatte sogar eine Reise nach Persien und Indien mit seinem Herrn zu machen. Von dort aus schrieb er endlich an die Mutter, dass er auf der Heimreise mit dem alten Grafen begriffen sei, dass er sich etwas erspart und Aussicht auf eine bleibende Versorgung durch seinen Herrn habe. Er erwarte an dem festgesetzten Tag in



M. Frau und Kind, um sie wieder an sein Herz zu drücken. Wie meine Mutter gejubelt hat, lässt sich nicht schildern. Aber kaum waren acht Tage vorüber, schrieb der Vater einen anderen Brief mit der Nachricht, dass der alte Herr auf der Heimreise nach einer kurzen, aber heftigen Krankheit gestorben sei. Der alte Herr habe ihm auch in seinen letzten Stunden alles Vertrauen geschenkt und ihm den Auftrag gegeben, einen angekauften kostbaren Schmuck und eine große Summe Geldes in Gold und Wertpapieren eigenhändig dem jungen Grafen, der zu K. auf seinem Schloss sich befinde, zuzustellen. Mein Vater traf endlich in dem Ort ein; aber, obwohl er dem jungen Grafen jeden Auftrag seines Herrn Vaters und auch den Tag geschrieben hatte, wenn er einträte, so war der junge Graf doch nicht zu Hause, sondern in der Hauptstadt, und mein Vater hatte ein paar Tage zu warten.

Peinlichst war ihm jeder Augenblick des Wartens. Endlich kam der junge Herr. Mein Vater wollte sich seines Auftrages entledigen, öffnete den Koffer und statt den Kostbarkeiten lagen Kieselsteine darin. Schmuck und Gold waren und blieben verschwunden.«

## VI.

»Umsonst beteuerte mein Vater seine Unschuld. Man schalt ihn einen Betrüger. Alle, besonders der junge Graf behaupteten, dass er den Schmuck und das Gold beiseite gebracht und einen Diebstahl zum Vorwand gebraucht habe, um sich seiner Zeit des Raubes umso sicherer freuen zu können.

Mein armer Vater musste ein Verbrecher sein und kam ins Gefängnis. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, denn mein Vater konnte nicht Aufschluss geben über das Verschwinden des anvertrauten Gutes. Als er seinen Verdacht gegen Förster Simon aussprach, wurde es noch schlimmer. Man untersuchte unvermutet die Försterei und den Angeschuldigten, aber es fand sich kein Beweis und mein armer Vater musste auch noch ein Verleumder sein und seinem Todfeind Abbitte leisten. Das ging ihm ans Leben.

Der entsetzliche Schmerz hierüber zog der Mutter eine schwere Krankheit zu, von der sie sich nicht mehr erholen konnte – und, mein Gott! Sie ist noch im Spital. Mich aber hielt nichts zurück, meinen Vater zu sehen. Ich bat und flehte, bis man mich zu ihm führte. Aber ach! Wie fand ich ihn? Bleich, eingefallen und gebeugt saß er in dem engen dumpfen Gefängnis. Er fiel mir um den Hals, weinte wie ein Kind, segnete mich und nahm dann einen herzerreißenden Abschied. Mit unaussprechlichem Weh besuchte ich noch meine Mutter, ehe ich mich wieder zu meiner lieben Verwandten begab.

Nach ein paar Wochen schon erhielten wir die Nachricht, dass der Vater gestorben sei. Ich weinte über ihn und betete

für ihn, aber der Gedanke, mein guter unschuldiger Vater hatte vor den Augen der Menschen als Verbrecher seinen Lebenslauf vollenden müssen, durchbrannte mich wie Feuer. Mein Gott, bat ich, hilf mir, die Ehre meines Vaters herzustellen und den Schandfleck von seinem Namen abzuwaschen. Das soll nun die Aufgabe meines Lebens sein. Was ich über den Förster von den Eltern gehört habe und was mir mein Inneres zusprach, bestärkte mich, dass er der Urheber alles Unglückes in unserer Familie aus Eifersucht und Rache sei und auch den schrecklichen Diebstahl begangen habe. So habe ich mich aufgemacht aus der Ferne zu der Försterei am alten Schloss, so hast du mich gefunden. Sag nun selbst, Caspar! Wäre es nicht besser, wir hätten uns niemals gesehen. Ehrlos ist mein Name, ich bin die Tochter eines vermeintlichen Verbrechers und einer armen kranken Mutter im Spital.«

Caspar starrte schweigend vor sich hin. Vefe schluchzte, aber vor dem Fenster wurde ein Männerkopf sichtbar, der alsbald wieder verschwand.

»Und noch«, fuhr Vefe wieder fort, »noch bin ich in der Ausführung meines Vorhabens um keinen Schritt vorwärts gekommen. Ich habe nichts entdecken können. Mein Hiersein ist verfehlt! Der Loisl allein ist meine Hoffnung, denn dieser weiß mehr, als er sagen will. Vor ihm fürchtet sich der Förster und lässt ihn und seine Genossen deswegen nach Belieben wirtschaften. Er sieht sich nun nicht mehr sicher hier. Darum will er weit fort übers Meer. Aber es soll ihm nicht gelingen, mir zu entgehen. An seine Schritte will ich mich hängen und ihn verfolgen wie der Schatten. Alles will ich wagen, um meinem unglücklichen Vater seinen ehrlichen Namen wieder zu verschaffen!«

In diesem Augenblicke krachte ein Schuss, es sauste hart an ihrem Ohr vorbei und schlug ihr gegenüber in die Wand ein.

»Jesus, Maria! bist du getroffen?«, riefen beide entsetzt aufspringend und zum Fenster hinausstarrend.

Caspars scharfes Jägerauge hatte eine dunkle Gestalt im Waldschatten verschwinden gesehen. In höchster Aufregung riss er Hut und Gewehr von der Wand und rief: »Ha, das galt mir. Das war der Loisl. Zum schwarzen Turm ist er gelaufen – das soll sein letzter Schuss gewesen sein – er oder ich.«

Umsonst versuchte ihn Vefe aufzuhalten. Er stürmte fort. Mit gefalteten Händen sprach sie: »Mein Gott! Caspar irrt sich – mir hat es gegolten – der Elende hat meine Worte behorcht!«

Zitternd und unschlüssig, was zu tun sei, setzte sie sich in die Ecke der dunklen Stube und betete für Caspar. Wohl eine Stunde war schon vorüber und Caspar noch nicht zurückgekehrt. Da öffnete sich sachte die Tür. Ein todbleiches Gesicht erschien an derselben. Zitternd an allen Gliedern schlich, ohne sie zu bemerken, der Förster herein und stellte sein Gewehr zur Seite. Ein schwacher Lichtstrahl des aufsteigenden Mondes beleuchtete schauerlich seine Gestalt und Schweißtropfen glänzten auf der Stirn. Dann wankte er mehr, als er ging, hinaus und fast keuchend über die Stiege zu seiner Wohnung, die er hinter sich abschloss. Vefe nahm das Gewehr auf, besah es beim Mondschein am Fenster und sprach schauernd: »Mir hat es gegolten ... das Gewehr ist ausgeschossen ... der Förster hat uns belauscht ... er ist der Dieb des Schmuckes, er ist der Mörder meines Vaters.«

Die Uhr hatte bereits die zehnte Stunde geschlagen und noch immer war Caspar nicht zurück. Eine solche Bangigkeit um ihn überfiel sie, dass sie sich entschloss, sich fortzuschleichen und ihm Hilfe zu bringen.

Die letzten Worte Caspars, *zum schwarzen Turm ist er gelaufen*, nahm sie zum Wegweiser. Rasch griff sie eine kleine Hauslaterne und Feuerzeug und schlich dem schwarzen Turm am See zu. Schauernd und angstvoll blickte sie dabei zur öden hellbeschiedenen Halle hinauf, durch die sie einmal eine geisterhafte Gestalt wandeln sah. Endlich war sie beim Turm, dessen Tor ihr schwarz und unheimlich entgegengähnte.

»Caspar, Caspar!«, rief sie ängstlich hinein - aber es herrschte lautlose Stille.

Beim schwachen Lichtschimmer der Laterne erkannte sie eine alte, mit Schimmel und Moder bedeckte Stiege, die in den oberen Teil des Turmes führte. Hoch über ihren Kopf hielt sie das Licht, während sie sich mit der einen Hand an der Steinmauer festhielt. Sie glaubte über sich ein Geräusch zu vernehmen.

Ihr Mund hauchte: »Caspar!« Aber niemand antwortete.

Bald kam sie auf einen geräumigen Treppenabsatz. Obwohl voll Angst, trieb sie doch etwas an, von dem sie sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, diesen Raum näher zu besichtigen. Sie nahm das Licht aus der Laterne, leuchtete nahe an die Wände ringsum und siehe da, sie entdeckte einen auffallenden Stein. Sie klopfte daran und glaubte, dass er hohl klang. Sie drückte mit den Händen darauf und er wich. In demselben Augenblick aber strömte ein Luftzug auf sie und verlosch das Licht. Doch dies verursachte nur einen kurzen Schrecken. Vefes Augen sahen dafür einen

schwachen Mondstrahl, der einen inneren Raum beleuchtete und zu dem ein Durchlass offen stand. Ohne Zögern schlüpfte sie hinein und stand in einem halbrunden Ort, hoch gewölbt und mit einigen alten kunstvoll gearbeiteten Einrichtungsstücken bestellt. Ein großer Mauerbogen ließ die Aussicht frei in die weite öde Schlosshalle mit den sechs Fenstern auf jeder Seite. Sie war also vor der Halle, in welcher das Gespenst wandelte. Dies bewirkte aber in ihr eine solche Aufregung, dass sie sich auf den alten, bestaubten Lehnstuhl niederlassen musste, der dort, weiß Gott wie lang, gestanden hatte. Eiskalt durchrieselte es sie, und regungslos starrte sie in die Streifen des Mondlichtes und in die schwarzen Schatten der Zwischenwände bei den Fenstern.

Endlich dachte sie, wieder den Ausweg zu suchen – da wurde die Stille der Halle durch einen nur einen Augenblick dauernden Ton gestört. Entsetzt blickte sie an das Ende der Halle, die eine Mauerwand schloss und woher der Ton gekommen war. Die Wand schien sich geöffnet zu haben und eine Gestalt zeigte sich, genau wie sie schon das Gespenst gesehen hatte! Ein langes faltiges Gewand flatterte um die Gestalt, deren Füße entblößt und deren Kopf unbedeckt war. Gebleichtes Haar hing um die Schläfe herab. Lautlosen Schrittes, langsam schwankend schritt diese Gestalt weiter in der Halle vor. Nun stand sie im vollen Licht des sechsten Fensters zunächst der erschrockenen Vefe, flüsterte ohne Unterlass leise Worte, starrte mit dem gläsernen Ausdruck der Todesaugen vor sich hin. Vefe erkannte den Förster und die schreckliche Wirklichkeit, dass er im Schlaf wandle. Des Nachtwandlers Auge gewahrte Vefe nicht, obwohl er ganz nahe zu ihr kam, und auch sie regte

sich nicht, um den im Schlaf Wandelnden nicht zu wecken.

Sie wusste nun, wer das Gespenst im alten Schloss war. Dies gab ihr wieder ihr volles Leben und die klare Beobachtung.

Der Nachtwandler ging gerade auf den alten Wandschrank zu, öffnete ihn und einige Schlösser desselben mit Leichtigkeit, zog eine verborgene Lade heraus, beschaute einen Schmuck, spielte mit Edelsteinen und wühlte in Goldmünzen herum, ohne zu erwachen. Vefe aber stand hinter ihm, sah diesem Treiben mit gespannter Aufmerksamkeit zu und erkannte den Schmuck, den ihr der arme Vater genau beschrieben – die Edelsteine und das Gold, von dem der Vater geredet hatte. Heiße Glut drang gegen die Schläfe des Mädchens. Aufregung, Freude und Verachtung des Försters durchtobten ihr Herz. Da begann der Nachtwandler die Lade zurückzuschieben, wollte sie wieder verschließen. Dieses aber konnte Vefe nicht mehr geschehen lassen.

Sie gab ihm einen Schlag auf die Schulter und rief ihm ins Ohr: »Also Simon, der Förster, ist der Dieb des Schmuckes und der Mörder meines Vaters.«

Der Nachtwandler schreckte auf, zitterte, griff um sich, schöpfte nach Atem und schmetterte mit einem Schrei nieder auf die Steine der Halle.

In demselben Augenblicke eilte Caspar die Holzstiege hinauf, drang in des Försters Zimmer, sah den Wandschrank zur Seite gerückt, eine Öffnung in die Halle und stand auf einmal neben Vefe. Er hatte den Schrei des Försters gehört, der umso mehr ihn antrieb, zu Hilfe zu eilen, als die Förstersfrau abwesend war, um im nächsten Ort Vorbereitungen für die nahe Auswanderung zu treffen. Es gelang bei-

den, den Förster wieder aufzurichten und in seine Wohnung zu bringen, aber sein Bewusstsein erhielt er nicht wieder.

Der Förster und nicht Loisl war es, welcher Caspar und Vefe in der Wohnstube flüstern hörte. Mit aufsteigender Wut und Angst vernahm er, was ihm von der Magd her, der Tochter dessen, den er zu Grunde gerichtet hatte, drohte. Ein Schuss sollte ihn von der Verräterin befreien. Aber es gelang ihm nicht, seine Zeit war um, sein Maß voll.

In der höchsten Aufregung war er in sein abgesondertes Zimmer geschlichen, wo er immer allein schlief, weil er vor jedermann verbergen wollte, dass er an dem Übel des Nachtwandelns leide, sobald der Mond hell und klar am Nachthimmel stand. Vielfach hatten sich seine Seelenkräfte im wachen Zustand mit den gestohlenen und gut verborgenen Kostbarkeiten beschäftigt, und so mochten sie auch im Traumleben unwillkürlich seinen Leib hintreiben zu dem Schmuck, den Edelsteinen und dem Gold, wodurch er an sich selbst zum Verräter wurde. Sein mörderischer Schuss auf Vefe befreite ihn nicht von ihr, sondern führte sie zunächst an ihn als Zeugen seines Verbrechens.

Als die Förstersfrau nach Hause kam, fand sie ihren Mann in stillem brütenden Irrsinn, statt in der Bereitschaft zur Auswanderung. Die Ärzte gaben keine Hoffnung zum Aufkommen. Da nun aber bewies sich die gute Frau als ein wahrhaft christliches Weib. Obwohl sie größtenteils nur Bitterkeit und wohl auch Beleidigungen von ihrem Mann in gesunden Tagen erfuhr, weil er sie nie liebte, so pflegte sie ihn dennoch unermüdlich und betete für ihn um Veröhnung mit Gott und den Menschen, und es wurde ihr auch gegeben, dass er in lichten Augenblicken zu dem Bei-



stand des Priesters gelangte.

Caspar übernahm es, zum jungen Grafen zu reisen, und ihm über den entdeckten, ihm abhanden gekommenen Schatz Bericht zu erstatten. Der Graf nahm alles selbst in Augenschein und fand auch kein Stück abgängig von dem, was in dem Verzeichnis stand, das ihm von dem unglücklichen Vater der Vefe zugekommen war. Er ließ diese vor sich kommen, bedauerte vor ihr das Unglück ihres Vaters und versprach es überall öffentlich zu sagen, dass ihr Vater, ein braver Mann, unschuldig ins Gefängnis gekommen und dort gestorben sei.

Mit Tränen in ihren schönen Augen schluchzte Vefe: »Gott sei es gedankt, der ehrliche Name meines unglücklichen Vaters ist wieder zutage gekommen. Dies zu erreichen war das Ziel meines Lebens und Inhalt meines Gebetes.«

Den Caspar nahm der Graf als Gutsverwalter unter den besten Bedingungen in seine Dienste. Auf die Hochzeitsfeier des Caspars und der Vefe kam von dem Grafen eine Aussteuer gesendet, die ihres Gleichen suchte.

Förster Simon und die Mutter der Vefe hatten diese Feier nicht mehr erlebt. Die Förstersfrau aber trennte sich nicht mehr von diesem glücklichen Ehepaar und half und sorgte für ihren Haushalt, wie und wo sie konnte, sodass sie ein wahrer Segen der Familie wurde. Erst nach dem Tod des Försters hatte es der Loisl laut bezeugt, dass derselbe das neu errungene Glück des zurückkehrenden Vaters der Vefe erfahren habe. Um ihn und Anna aufs Neue ins Elend zu stürzen, die anvertrauten Kostbarkeiten gar schlaue zu entwenden wusste, dass er den Förster mit seinem Raub ertappt und ihm gedroht habe, es anzuzeigen. »Das Entsetzen des Försters habe ich auf der Stelle benutzt«, gestand

Loisl dann ohne Scheu, »ihm den Pakt abzunötigen, dass er zu meinem Treiben im Wald und mit dem Wild die Augen zudrücke.«

Gott ließ es zu, dass der Förster einem Traumleben verfiel, das ihn unwillkürlich zu dem verborgenen Schrank hinzog, wodurch der Verbrecher sein eigener Verräter werden sollte.

*In dem Stricke, den sie verbargen, ward gefangen ihr Fuß  
... in den Werken seiner Hände ward gefangen der Sünder.*

Psalm 9, 16, 17